In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 71. Posen, den 25. März 1928. 2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Irnfried von Wechmar.

Schluß.

Wieder stand der Kleine neben dem Schatzmeisterfreund. Wieder folgten seine Augen gespannt dem Vorwärtseilen des schlanken Stoppuhrzeigers, und wieder mußte er konstatieren, daß der Lange ein Höllentempo vorlegte.

„Neunundfünfzig . . . Eine Minute."

Und im selben Augenblick die Meldung: „Waldkurve gut durch."

„Irrsinnige Zeit." Mehr zu sich selbst sagte es der breite Schatzmeister, und vergaß dabei zu wiederholen:

„Eisenbahnkurve passiert!"

Fünfundzwanzig . . . dreißig . . . fünfunddreißig . . .

„S-Kurve schnell durch!"

Vierzig . . .

„Achtung!"

Zweiundvierzig . . . dreiundvierzig . . . 1 . . . 2 . . . 3 . . .

„Durch!"

Auf 1,43⁴/₅ stand die Uhr.

²/₅ Sekunden schneller als im ersten Lauf.

Durch das Telephon vernahm der Schatzmeister einen Augenblick das Hallo am Ziel. Dann drehte er sich nach dem Kleinen um.

Der stand wie erstarrt.

³/₅ Sekunden besser als seine Zeit im ersten Lauf. ⁴/₅ Sekunden mußte er gewinnen, wenn er die Gesamtzeit des Langen erreichen, eine volle Sekunde, wenn er ihn schlagen wollte.

Und immer von vorn anfangend, überrechnete er die Chancen, suchte er nach Möglichkeiten, Zeit zu sparen, die Strecke so kurz wie möglich zu halten.

Jede Kurve fuhr er im Geiste nach, jedem Schlenker ging er aus dem Wege und war schließlich seiner Sache so sicher, daß er an seinen Sieg glaubte, schon, weil er daran glauben wollte.

Die Umwelt hatte er vollständig vergessen. Er lebte nur noch in dem einen, einzigen Gedanken an den Sieg, und erstaunt sah er den Bremser an, als der ihn an den Start erinnerte.

„Sind denn schon alle dreißig durch?"

Fragend sah er sich um. Tatsächlich, er mußte geschlafen haben! „Bobsine" stand allein auf dem von vielen hundert Füßen festgetretenen Schneefeld.

Der Kleine riß sich mit Gewalt aus seinen Träumereien.

„Wie sind denn die Zeiten der anderen?"

„Schlechter als unsere im ersten Lauf, also alle schlechter als die des Langen."

„Bremser und Mittelmann, Sie schieben beide bis kurz vor das Startband. Dann beide zugleich mit Schwung aufspringen, damit wir schon Tempo haben, wenn wir durch den Start gehen."

Dann setzte sich der Kleine zum entscheidenden Kampf.

Prüfend, als wollte er noch einmal auf die Steuerung sehen, beugte er sich nach vorn.

„Bobsine!" Klar leuchtete der Name in der nachmittagsmatten Wintersonne.

Dann hob der Kleine die Hand. „Fertig!"

Freundschaftlich nickte ihm der Schatzmeister zu.

Tiefe Stille umfing einen Augenblick den letzten Kämpfer um die deutsche Meisterschaft.

Und nun gab der Starter das Zeichen.

Mit gewaltigem Schwung stieß der Bremser den Bob von der Bremse, keuchend rannten Bremser und Mittelmann neben dem immer mehr in Fahrt kommenden Schlitten.

Wenige Meter noch trennten den Bob vom Startband.

Nun sprangen auch die beiden auf.

Wieder sauste das Starthäuschen vorbei, wieder Tempo.

Kurve, diesmal genau angefahren, wieder Zuschauer, wieder glatte, spiegelblank vereiste Bahnsohle, die den Schlitten in wahnsinnigem Lauf in sich hineinfraß.

Wieder die Waldkurve, und dann in starkem Gefälle der etwas tiefer liegenden Eisenbahnkurve entgegen.

Hier hatte er vorhin bremsen lassen, aus Angst, mit zu hohem Tempo in die Kurve zu gehen.

Diesmal war er schneller, viel schneller sogar — er merkte es am schneidenden Luftzug, am Vorbeireißen der Bäume.

An Bremsen dachte er nicht. Vorwärts hieß die Parole.

Ein wilder Geschwindigkeitsrausch hatte ihn erfaßt.

Immer näher kam die Kurve, immer höher wuchs ihre mächtige Wand aus dem Schnee, immer deutlicher hob sich das gewaltige Rund gegen das Dunkel des dahinterliegenden Waldes ab.

Nun hatte der Bob den Ansatz zur Kurve erreicht.

Langsam drückte der Kleine das Steuer herüber.

Pfeilschnell sauste der Bob an der Kurve entlang.

Wollte das Steuer nicht gehorchen . . .?

Doch was war das . . .?!

Mit voller Kraft gab der Kleine Gegenkurs, stemmte er sich gegen die Richtung des immer höherstrebenden Schlittens.

Einen Moment nur sah er den oberen Rand der Kurve, die dunklen Stämme der Bäume.

Ein Bersten . . . ein Brechen . . .!

Ein einziger Aufschrei des Publikums . . .

Der Bob verschwand kopfüber in die Tiefe.

Starres Entsetzen lähmte die Umstehenden. Doch schon war der Bahnarzt über die Kurve hinüber in den Wald gestürzt.

Restloser Bruch! Das war das erste, was dieser seit vielen Jahren im Bobsportbetriebe bewanderte Mediziner konstatierte.

Dann wendete er sich zu den Verletzten. Mühsam machten sie sich aus dem tiefen, verharrschten Schnee frei, der zwischen den hohen Tannenstämmen lag.

„Na, wo fehlt es?" Der Bremser war der erste, den der Doktor traf.

„Glück gehabt, nur ein paar Schrammen, wie es scheint."

„Und die anderen?"

„Alle ganz wohl. Der Mittelmann anscheinend Armbruch! Nur der Kleine . . ."

„Was ist mit ihm, wo liegt er?"

„Da am Baum."



Der Bremser zeigte in die Richtung. Und nun sah auch der Arzt.

Mit dem Bug gegen eine mächtige Tanne lag, hochkant, der zertrümmerte Schlitten.

Neben ihm, wenige Schritte davon entfernt, das Gesicht nach unten, halb vom Schnee verdeckt: die Gestalt des Kleinen.

Mit Hilfe des Bremsers und einiger beherzter Zuschauer, die herbeigeeilt waren, hob der Arzt den schweren Körper aus dem Schneebett. Vorsichtig legten sie die wie leblose Gestalt auf eine schneefreie Stelle.

Der Arzt griff nach dem Puls. Kaum, daß ein leises Pochen zu spüren war.

Bläulich zogen die Lippen einen Strich durch das noch immer energiegespannte, zuckende Gesicht.

Die Krankenträger erschienen, betteten den Körper auf eine Bahre und trugen ihn bis zur Kurve zurück.

Unheimlich stand der mächtige Eisblock, ernst, mahnend, schaute er auf die seltsame Talfahrt eines kleinen Menschenwesens, das ihm hatte trotzen wollen, um eines Menschen willen.

Am Steuer des Sanitätsbobs nahm der Bremser Platz.

Hinter ihm lag, mit dem Mantel des Arztes bedeckt, sein Führer, der kleine drahtige Sportwart.

Das Schleppreis, von zwei Leuten beschwert, schürfte traurig hinterher.

Langsam, geräuschlos fast, glitt der Schlitten zu Tal. Vorbei an der S-Kurve, vorbei an den Schneewänden der Geraden vor dem Ziel.

Munter wehten die schwarzgelben Fähnchen über die Bahn.

In stummer Erwartung standen die Zuschauer, die Führer, die Bremser und die Mannschaften.

Nur hin und wieder fiel ein Wort.

„Er hatte zu hohes Tempo." Der junge Führer hatte es zuerst gesagt, andere teilten seine Meinung.

„Er hat den Sieg erringen wollen und alles auf eine Karte gesetzt." Mitleidig, fast ein wenig geringschätzig, sagte es der lange Graf, doch ohne Boshaftigkeit und beißende Kritik.

Weit zurück stand die „Bobsine".

Eine unendliche Leere, eine tiefe Stille war in ihr.

Und nur immer wieder, mechanisch fast, von aufrichtiger Liebe und heißem Schmerz umwoben, sprach sie wie zu sich selbst die Worte: „Der Kleine".

Langsam nahte der traurige Zug.

Eine eisige Stille, ans Herz greifend, breitete sich über die versammelten Kameraden.

Langsam, geräuschlos fast, glitt der Schlitten mit seiner Last durch das Ziel.

Ergriffen, als grüßten sie einen Toten, nahmen die Bobfahrer die Kappen ab vor ihrem todwunden Kameraden. Dann schlossen sie sich dem stillen Zuge an.

Am Schluß ging die Schwester. Den rassigen Kopf tiefgebeugt, schritt sie hinter dem Schlitten, der den Kleinen trug, hinter der stillen, langsam zu Tal wandernden Gemeinde.

Sie wußte nicht, ob er lebte, ob es eine Hoffnung gab, ihm das Leben zu erhalten. Sie hatte nicht gefragt und wollte auch nichts hören.

Nun war doch alles vorbei. Ihre Hoffnung, daß er die Meisterschaft erringen würde, ihre Sehnsucht nach einem lieben Wort von ihm nach dem Sieg, ihre Gedanken an die Zukunft.

Vor dem Eingang zum Sanatorium machte der stille Zug halt. Langsam schob sich der Schlitten durch die Pforte vor die Tür des Gebäudes.

Zwei Krankenträger ergriffen die auf dem Bob stehende Bahre, hoben sie auf, und trugen sie in das Innere des Hauses.

Leer stand der Schlitten, der den Kleinen zu Tal gebracht, bei seiner letzten Fahrt über die Schierstädter Bahn.

Ergriffenes Schweigen herrschte ringsum, und still verharrten die Kameraden wie zum Gebet.

„Wir wollen gehen!"

Der lange Graf, Deutschlands Meister im Deutschen Bobfahrerverband, sprach es kurz, unsicher, etwas weniger näselnd als sonst. Und truppweise schlossen sich die Mannschaften an.

Niemand achtete auf die Schwester, niemand vermißte sie, und niemand störte sie in ihrem Schmerz, den sie still mit sich nach Hause trug.

Auf ihrem Zimmer warf sie den Dreß ab.

Stundenlang saß sie und sah hinaus auf die stille Straße vor dem Hotel. Tränenlos blickten ihre Augen, und aus ihrem schmerzverkrampften Herzen rang sich kein Seufzer, keine Anklage gegen das Schicksal.

Nur als am Fahnenmast vor ihrem Fenster die schwarzgelbe Fahne des Schierstädter Klubs auf Halbstock ging, faltete sie stumm die Hände. Und ihre ganze Liebe, ihren ganzen Schmerz legte sie noch einmal in die Worte, die ihr Sein umfaßten:

„Der Kleine . . ."

So saß sie noch, als der Morgen über den Bergen auftauchte.

Müde Schritte ließen sie hochfahren.

Wer ging jetzt noch auf dem Korridor?

Dann klappte die Tür des Bruders ins Schloß. Eine Zigarette im Munde, ließ er auf dem Balkon seines Zimmers die kalte Morgenluft durch seine übernächtigen Knochen fahren.

*

Ueber den Wäldern kreisten die Raben.

Mit mächtigem Flügelschlag hoben sie sich über die Wipfel der alten Tannen dem jungen Morgen entgegen.

Langsam versanken sie dann zwischen den Stämmen; beutesuchend, überschauten ihre schwarzen Augen das weiße Tuch, das in unendlicher Reinheit über den Boden gebreitet lag.

Rüttelnd standen sie für Momente nur über der Stelle, an der der Kleine den letzten Kampf gekämpft. Dann schwangen sie sich auf einen kahlen Ast.

Krächzend saßen sie und sahen nieder auf das gebrochene Steuerrad, auf die Buchstaben, die den Namen der Trümmer des stolzen Schlittens trugen:

„Bobsine."

Wütend zerrte der Wind an der kleinen Puppe, die der schwere Sturz nicht getroffen hatte.

Weithin zerstieben die bunten Fäden, wurden getragen vom Sturm, der von der Kuppe des hohen Berges herab durch die Wälder brauste, und landeten, weit entfernt voneinander, aus Aesten und Stämmen.

Der kleine, drahtige Sportwart war nicht mehr.
Mit ihm zerstob der Talisman:
Die kleine, bunte, schlanke Bobsine.



Wie Hyaku-Man zu seinem Namen kam.

Eine Malerlegende.

Von Eva Carden.

Von einem der größten Maler aller Zeiten, von Hyaku-Man, wird eine sehr schöne eigenartige Legende erzählt. Hyaku-Man war nicht sein wirklicher Name, sondern dieser Name bedeutet: Hundertmal zehntausend. Welche Bewandtnis es mit diesem Namen hat, erzählt diese Legende.

Es bestand die Absicht, in Kameido einen neuen Tempel zu errichten und alle steuerten nach ihren Kräften und Mitteln Gaben dazu bei. An den Maler, der damals noch nicht Hyaku-Man hieß, erging die Anfrage, was denn er zu schenken gedenke, und da er ein echter Künstler war, so fehlte ihm jeder Sinn für Geld und Gold, und er antwortete großzügig: „Eine Million." Seine Freunde waren entsetzt, daß er ein so leichtsinniges Versprechen gegeben, das er doch sicher nicht einlösen könnte, aber er lachte über ihre Vorhaltungen und blieb bei seinem Wort.

Nun wurden die Mauern des Tempels errichtet, und die innere Ausschmückung sollte vorgenommen werden, doch es mangelte an Geld. Da wandte man sich an den freigebigen Maler und orientierte ihn an die versprochene Spende. Er hatte jedoch nur einen kleinen Bruchteil der Summe, die er zu geben versprochen hatte und bat, ihm einen Monat Zeit zu lassen, dann wolle er bezahlen.

Nun schloß er sich im Tempel ein. Als man auch nach einer Woche nichts von ihm sah oder hörte, erbrach man die Türen des Tempels und fand den Künstler, erschöpft von Arbeit, Hunger und Durst, am Boden liegen, doch die ganze hintere Wand deckte ein Gemälde: Buddha unter seinen Schülern.

Nachdem der Maler sich etwas erholt hatte, setzte er sich, in Lumpen gehüllt, wie ein elender Bettler anzusehen, auf den Boden der Kirche. Alle Hereinströmenden wurden gewaltig ergriffen von der Schönheit des Bildes, und ihr Herz wurde so weich, daß sie dem armen Bettler, der zu Füßen des Gemäldes saß, willig große Summen schenkten.

Als nur noch wenige Tage an dem Monat fehlten, den der Maler sich als Aufschub erbeten hatte, fehlte ihm auch keine große Summe mehr an der versprochenen Million. Da traf Dai-Sojo ein, der oberste Verwalter aller Tempel, zu dem die Kunde von dem wunderbaren Gemälde gedrungen war. Auch er war tief ergriffen von der meisterhaften Behandlung des Themas und der unvergleichlichen Ausführung und warf dem Bettler seine Börse auf den Schoß und erkundigte sich dann, wer der Maler des herrlichen Bildes sei. Man zeigte auf den . . . Bettler.

Dai-Sojo wandte sich zu dem verkleideten Meister: „Nenne mir, Gottbegnadigter, deinen Namen, damit ich ihn dem Kaiser mitteilen kann."

Hyaku-Man hörte und sah nicht. Er zählte das in der Börse enthaltene Geld.

Dai-Sojo erhob seine Stimme: „Ich will deinen Namen wissen, großer Meister, der Kaiser selber soll ihn hören und sich darüber freuen."

Jetzt war der Künstler mit Zählen fertig geworden: er hatte die versprochene Million zusammengebracht. Triumphierend rief er: „Hyaku-Man . . . Hundertmal zehntausend. Dai-Sojo war sehr verwundert. „Dein Name ist ebensogroß wie deine Kunst," sagte er „Noch heute sollen alle Boten im ganzen Lande Hyaku-Mans Ruhm verkünden!"

Auch sonst werden allerlei Anekdoten aus dem Leben dieses großen Künstlers erzählt, darunter eine von seiner Teilnahme an einem Wettbewerb im Malen, in dem er — trotz seiner Kunst — unterlag. Und das kam so:

Bei einem Spaziergang kam er eines Tages durch ein Dorf, in dem die Dorfjugend sich zu einem lustigen Spiel vereinigt hatte. Derjenige, der am schnellsten eine Schlange zeichnen könnte, sollte einen Krug Reiswein haben. Das erschien Hyaku-Man sehr lustig und er bat, an dem Wettbewerb teilnehmen zu dürfen. Jeder Teilnehmer bekam ein Blatt Papier, etwas Tusche und einen Pinsel, worauf sie zu malen begannen. Wie beschwingt glitt Hyaku-Mans Pinsel über das Papier, und die Zuschauer sahen zu ihrem Entsetzen, wie ein grausiger Drache mit furchtbaren Klauen und langem Ringelschwanz unter seinen Pinselstrichen entstand. „Ich bin fertig," rief Hyaku-Man und griff nach dem Weinkrug.

„Ich auch," rief einer der Mitbewerber. Erstaunt betrachtete Hyaku-Man das Werk des andern. Auf dessen Papier war nichts zu sehen als eine Menge Striche, die kreuz und quer das Papier bedeckten. Der Künstler lachte: „Nun, ich sollte meinen, daß ich in diesem Wettbewerb wirklich gesiegt habe." Und da er sehr durstig war, führte er den Weinkrug zum Munde.

Der andere aber hielt ihn zurück. „Trink noch nicht, warte noch! Wir hatten abgemacht, daß eine Schlange gezeichnet werden sollte, aber du hast sie mit Füßen und Klauen abgebildet. So sieht keine Schlange aus, du hast verloren!"

„Aber du hast mit diesem Gekritzel doch auch keine Schlange gezeichnet, das sieht ja aus wie ein Reisighaufen."

„Das stimmt, ich habe eine Schlange unter dem Reisighaufen gezeichnet. Nimm den Reisig weg, wenn du kannst und du wirst die Schlange darunter liegen sehen. Aber nimm dich in acht, damit sie dich nicht sticht."

Und ehe noch Hyaku-Man sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, hatte der Bauer schon den Weinkrug an den Mund gesetzt und sich an dem herrlichen Getränk gelabt.

Was sagen unsere Zeitgenossen zu Ibsen?

Ibsen im Spiegel unserer Tage, im Urteil der Zeitgenossen, — das ist in diesen Zeiten, die allüberall auf der ganzen Welt im Zeichen der Ibsengedenkfeiern stehen, mehr als ein interessantes Experiment. Nehmen wir zunächst die Aeußerung eines Deutschen, des Dichters Heinrich Mann: "Ibsen fällt unter den Begriff 1880. Diese Jahreszahl ist allmählich zu einem Begriff geworden, man denkt dabei vor allem an etwas Unsportliches, an lange Kleider, langes Haar, bürgerliche Grundsätze. Seltener macht man sich klar, daß auch Ibsen, Zola und Tolstoi damals wirkten. — Seine Mitwelt lebt in seinen Stücken, sie wiederholen uns unermüdlich, was alle diejenigen, die darunter litten, damals erlebten. Heuchelei, Neigung zur Lebenslüge, — aber das alles, diese ganze bürgerliche Zeit, wird auch durch Ibsen verklärt, denn sie brachte ihn hervor. Sie gab ihm von ihren unbewußten Kraftquellen etwas mit, was ihn groß werden ließ, das Verlangen nach moralischer Erkenntnis, die ernste Auffassung des sittlichen Menschen, dessen Kämpfe sich nicht nur um Geld und Gut drehen und nicht nur auf Sportplätzen vor sich gehen. In seinem Leben verhielt sich Ibsen so bürgerlich wie möglich, weil das die Lebensführung des Erkennenden war. Er trug die Kostüme seiner eigenen Gestalten. Sie treten mit ihm auf, noch angesichts der Welt unserer Tage, die sich selber für moralisch befreit ansieht. Sie hält sich selber für so frei, daß sie ein für allemal von allen moralischen Fragen absehen kann. Oder wagt sie sich nur nicht darauf einzulassen? Es kann eine Schwäche in unserem Zeitalter sein, und 1880 war vielleicht in mancher Weise stärker: es hatte Ibsen!"

Daneben steht eine Aeußerung des Engländers Galsworthy, die ebenso kühl und farblos ist, wie seine vielen Stücke („Die Flucht" ausgenommen), mit denen uns die Theater überschütten: Galsworthy bemerkt: „Daß Ibsen von allergrößter Bedeutung für das europäische Theater und daher in gewisser Weise auch für das englische Theater war, braucht nicht erwähnt zu werden." Romain Rollands, des Franzosen, Wort klingt anders: „Ibsen ist, abgesehen von Tolstoi — für mich die einzige Flamme gewesen, die durch die Dämmerung des Jahrhundertendes leuchtete, in den zehn Jahren, als ich, ein Anfänger und sehr einsam in der Literaturwelt, meinen Kampf gegen die Nichtigkeit begann. Ich war soeben aus Rom gekommen, wo ich zwei Jahre lang gelebt hatte und fühlte mich fremd in der schwülen Luft der Pariser Kunst, als ich Ibsens Schauspiele kennen lernte. Es war, als würden meine Lungen mit reiner Gletscherluft gefüllt. Besonders fühlte ich mich von der heroischen Einsamkeit in seinen Werken und der unerschrockenen Wahrhaftigkeit ergriffen. Im Jahre 1897 schrieb ich dem fernen Meister über seinen „Baumeister Solneß": Die großen Menschen sind Bäume mit tiefen Wurzeln. Wenn man die allgemeine Verwirrung, die Verschwommenheit des Gedankenlebens in Europa sieht, das von frivolem Skeptizismus zu leerer Mystik schwankt, ist es wohltuend, eine kraftvolle Persönlichkeit zu sehen, die wie eine Naturkraft ihr Gesetz und ihre Existenzberechtigung in sich selber trägt. Es ist eine Erquickung in dieser Welt dumpfer Stille und leeren Getöses zu einem zu sprechen, der den lebendigen Geist hinter den Worten hören kann . . ."

Heute, ein Drittel Jahrhundert später, wende ich mich, um den Weg zurückzuschauen. Ich sehe in der Ferne — und noch immer sehr nah — den Turm des Solneß und das Feuer, das ganz oben flammt . . . Mein alter Kamerad in der Nacht . . . treu dankt ihm mein Herz. Und ich versuche seine Fracht weiter in die Zukunft zu tragen."

Hören wir auch noch, was Selma Lagerlöf, die unserm Herzen so besonders nahe steht, über Ibsen zu sagen hat: „Was Henrik Ibsen immer als das Größte und Wichtigste schien, war: Leben zu geben und lebendig zu machen. Viele werden vielleicht sagen, daß das die erste und selbstverständlichste Pflicht eines Schriftstellers ist und das mag wahr sein. Aber das Verhältnis wird ein anderes, wenn man solche Themen wählt, wie Ibsen. Man denke an „Kaiser und Galiläer". Dieses Drama über den Kampf zwischen Heidentum und Christentum. Wird man von dem Titel des Dramas nicht abgeschreckt, so doch bestimmt von dem Personenverzeichnis Wie soll man es ertragen, von diesen Philosophen und Mystikern, diesen Bischöfen, Kaisern, Höflingen und Heerführern zu lesen? Man braucht nur eine Seite zu lesen, um gefesselt zu sein, denn alle diese feierlichen Menschen sind ja lebendig. Sie haben den Bücherstaub abgeschüttelt und sind wieder zu Menschen geworden. Und ein Volksmärchen wie „Per Gynt". Es

strömt über von Leben, es ergreift uns stärker als vielleicht irgend ein anderes von Ibsens Werken durch seinen strahlenden Knabenhumor, seine Mutterzärtlichkeit und seine Jungmädchensehnsucht. Oder „Brand", diese Tragödie des Menschenwillens, ein Kämpe der Vorzeit, der in unsere Zeit hineingeraten ist, als Reformator und Prediger, aber auch er steht nicht als tote Bildsäule auf seinem Piedestal. Leben und Glut umgeben seine Worte, die noch heute die Massen hinzureißen vermögen . . . Ibsen besaß die höchste aller Gaben. Die Allmacht droben hatte ihm Teil an ihrer Schöpferkraft gegeben."

Der fatale Liebesbrief.

Bisher ging alles in Ordnung vonstatten; das Problem bestand nur mehr darin, die Waffensendungen in den Hafen von Dschibuti zu schmuggeln; was bei der scharfen Kontrolle Englands und Italiens, die seit ihren Niederlagen bei Imi und Adua einen dichten Küstenüberwachungsdienst gegen den Waffenschmuggel nach Afrika einrichteten, keine leichte Aufgabe war. Inger Suleyman richtete die Sache derart ein, daß das Lloydschiff den Waffentransport bis Suez führen sollte; dort wird man die Kisten in dunkler Nacht auf eine größere Schifferbarke überführen, wie solche im Roten Meere und an den Ostküsten von Afrika zu Tausenden umhersegeln, so daß diese Barke den Wachschiffen der beiden Großmächte kaum auffallen dürfte.

Vor seiner Abfahrt aus Triest schrieb Inger Suleyman zwei Briefe nach Harrar. Einen türkischen seiner Gattin, worin er ihr mitteilte, daß er mit seiner „Ware" etwa binnen zwei Wochen im Hafen von Dschibuti anlegen dürfte. Inzwischen mag seine Gattin die Somalileute auf geeigneter Art darüber instruieren, daß sie beim Anlegen des Schiffes in nötiger Zahl anwesend sein und bei der Uebernahme der „Ware" mithelfen mögen. Der zweite Brief war in deutscher Sprache verfaßt. Die Adressatin desselben war eine kuriose Frau, die sich in der nächsten Nachbarschaft des Ehepaares Inger Suleyman niederließ. Das Ehepaar stand in guten Beziehungen zu dieser Frau, die einzig deshalb nach Afrika kam, weil sie eine leidenschaftliche Löwenjägerin war. Sie hieß Lola Renz, und war die jüngere Tochter des einst berühmten Zirkusdirektor. Zwischen dem einstigen k. u. k. Oberleutnant und der einstigen Wiener Zirkusreiterin hatte sich ein Liebesverhältnis entwickelt Durch einen fatalen Zufall kam der für Lola Renz bestimmte Brief in die Hände seiner angetrauten Ehegattin, die im entflammten Rachegefühl nichts Eiligeres zu tun hatte, als dem englischen Konsul in Dschibuti einen anonymen Brief zu schicken, in dem sie den Waffentransport verriet. Kaum lief die Barke im Hafen ein, erschien eine englische Wache, beschlagnahmte die Waffen und verhaftete Suleyman.

Der armselige Temesvarer Oberleutnant kam vor ein britisches Kriegsgericht, das ihn wegen des versuchten Waffenschmuggels zu fünf Jahren Kerker verurteilte. Als er den Kerker verließ, war Karl Isidor Singer ein stiller Mann geworden. Seinem Traum, ein Kolonialreich zu gründen, entsagte er für immer. Er liquidierte die Reste seines zusammengeschmolzenen Vermögens und zog sich auf eine ungarische Pusta zurück, wo er in hohem Alter noch heute lebt.

Der Prager Judenfriedhof.

Jahrhunderte rauschten dahin, und viel hatte sich in der Prager Judenstadt verändert. Die scharfe Abtrennung von der übrigen Stadt wurde aufgelassen, die Tore verschwanden, die Stadt selber bekam ein anderes Gesicht, ebenso die Gassen, Häuser und ihre Bewohner.

Nur die Alt-Neusynagoge blieb unverändert, wie sie früher war, und ebenso blieb es zwischen den Häusern der neuesten Bauart der stille „Garten der Toten". Hier kamen alle vergangenen Geschlechter der ehemaligen, alten Judenstadt zusammen, von den ältesten Zeiten angefangen, da die Stadt Prag noch nicht bestanden haben soll, bis zu jener Zeit, da das Ghetto für seine Bewohner aufgelassen wurde und hier das letztemal eine „Kouve" (ein Begräbnis) stattfand und zum letztenmal hier ein „Kaddisch" (Gebet für einen Verstorbenen) über einem offenen Grabe gebetet wurde. (Die Juden erhielten erst unter Kaiser Josef II. Bürgerrechte. Auf dem alten jüdischen Friedhof in Prag wurde bis zum Jahre 1781 bestattet. Das Grab einer Sarah Katz trägt auf dem Friedhof die Jahreszahl 606, doch nimmt man an, daß es richtig 1606 heißen soll. Der Name Katz ist verkürzt aus Kohen Codek und bedeutet: ehrwürdiger Priester.)

Im Schatten der Fliederbäume und Sträucher kann man eine Menge einfacher und zusammengesetzter Grabsteine sehen, aufgestellte flache Steinplatten, oder dachartig gegeneinander geneigte Steine. Auf allen sind verschiedenartige Zeichen angebracht: eine Weintraube, die überhaupt den jüdischen Ursprung kennzeichnen soll, eine Waschschüssel, die kundgibt, daß hier ein Nachkomme des Stammes Levi begraben liege, dann wieder Hände, die den Stamm Aaron kennzeichnen. Und hier gewahrt man wieder das Bild eines Löwen, dort das eines Hirsches, Wolfs u. a., dem Namen des Verstorbenen entsprechend.

Ueberall sind Aufschriften in hebräischer Schrift angebracht, kurze und weitschweifige, den Namen, den Stamm, das Todesjahr und andere nähere Details aus dem Leben des Verstorbenen meldend. Verschiedenartige und sonderbare Namen sind hier zu lesen: hebräische, deutsche, und aus einer älteren Zeit, aus dem 16. Jahrhundert, da sich die Juden in Prag mehr zum tschechischen Volke bekannten, auch viele tschechische Namen. Hier ruht ein Jude namens Krasa, dort wieder ein Tech, ein Cerny, hier eine jüdische Frau namens Sladka, Cárka, Mamila, Libúše, Slava, dort wieder ein Nezamysl, Máta, Vlk, daneben eine Dobrúška, und noch andere, viele andere.

In jener alten Zeit, da man hier noch bestattete, pflegten die Juden auf die Grabsteine für Arme, verschiedene Geldmünzen und Liebesgaben hinzulegen, jedoch stets heimlich, für jenen Bedürftigen, der verschämt war, um eine Unterstützung oder ein Almosen zu bitten. Jetzt sieht man auf einigen Grabsteinen kleine Steine liegen, auf manchen zahlreicher, auf anderen wieder eine geringere Anzahl, alle diese bedeuten nämlich eine Pietätsbezeigung gegenüber dem Toten. Wer nämlich von den Gläubigen ein Grab besucht, legt ein Steinchen darauf, und ihre Häufchen sollen verkünden, wer im Andenken fortlebt und über wen man den Segen spricht: „Zecher Zaddik livrocho." (Sei gesegnet das Andenken des Gerechten.)

Alle Geschlechter der ehemaligen Judenstadt haben sich hier zusammengefunden: Arme und Reiche, Vergessene und solche, die ihren Zeitgenossen berühmt waren. Hier ruht der gelehrte Rabbi Abigdor Karo (gest. 1439), der Verfasser des Klageliedes vom großen Morden unter dem König Wenzel IV., hier schläft Mordechai Maisl (gest. 1601), der Sohn Schalums, der große Wohltäter seiner Glaubensgenossen, hier ruht auch der berühmte Jehuda Löw ben Bezalel (gest. 1609), und andere hervorragende Männer der Judengemeinde.

Alle ruhen sie hier aus im Schatten des duftenden Gesträuches und nichts stört ihren Schlaf. Aber es befindet sich auch einer hier, der selbst im „Garten der Toten" keinen Frieden finden konnte, und ein frommes „Schalom alechem" (Friede sei mit dir) verweht wirkungslos über sein Grab.

Dieser Jude ist „in seiner Jugend seinem Volke abtrünnig" geworden. Er nahm den christlichen Glauben an und wurde Priester. Er war als Kaplan im St. Veitsdome tätig. Doch da seine letzte Stunde nahte, besann er sich seines Ursprungs und sehnte sich danach, im „Garten der Toten", in der Judenstadt, auszuruhen. Dort lag auch ein junges, jüdisches Mädchen begraben, das er einmals, in seiner Jugendzeit, geliebt hatte. Und so starb er als Jude und die Juden begruben ihn, wie er es gewünscht hatte, nahe dem Grabe seines geliebten Mädchens. Doch die Ruhe, die er während seiner Lebzeit wenig genossen hatte, sollte er auch im Grabe nicht finden. Jede Nacht erhob er sich aus seiner Gruft und dann mußte er zur Moldau, wo ein Boot mit einem gespensterhaften Bootsführer in Skelettgestalt seiner wartete.

Dann fuhren sie, ob es nun dunkel war oder der Mond schien, wie die Nächte eben waren, ans andere Ufer. Dort stieg der treulose Priester aus und sein Bootsmann geleitete ihn hinauf auf die Burg, in den St. Veitsdom. Dort setzte sich der Priester-Jude zur Orgel und begann zu spielen. Das Gerippe trat den Blasebalg. Kirchenlieder, Bittgesänge und Bußpsalmen ertönten jetzt durch den stillen, dunklen Raum des Domes. Der Priester seufzte, und bat Gott mit diesen innigen Tönen, ihm Verzeihung zu gewähren. Doch unerhört verklangen seine rührenden und klagenden Gebete. Bevor es jedoch vom Veitsdome herab ein Uhr nach Mitternacht geschlagen hatte, verstummte die Orgel, und traurig nahm der Organist wieder seinen Weg zur Moldau.

Das Gerippe führte ihn dann neuerlich über den Fluß und der Priester kehrte auf den Friedhof seiner Väter zurück, in sein Grab, um in der folgenden Nacht wieder aufzustehen, über den Strom zu fahren und im St. Veitsdome die Bußpsalmen und Lieder weiterzuspielen.

Alois Jirasek.

■ Aus aller Welt. ■

Was der „Zirkus" verschlang. Der soeben in Deutschland laufende Chaplinfilm „Zirkus" ist mit ungeheuren Kosten hergestellt worden; hat man doch nicht weniger als zwei volle Jahre an ihm gearbeitet! An Lebensmitteln für die Tiere und sonstiges Material für den Zirkus benötigte man 60 000 Pfund Fleisch und Kartoffeln, 20 000 Pfund Heu, 16 000 Pfund Korn, 23 000 Meter Leinwand, 42 000 Festmeter Holz, 30 000 Liter Wasser, 10 000 Meter Draht, 51 Tonnen Nägel, 19 000 Tonnen Sägespäne und 5000 Meter Seil. Der ganze Film war 70 000 lang und wurde auf 2500 Meter zusammengeschnitten.

Moderne Verkehrsregelung im alten Pompeji. Professor Matteo, der die Ausgrabung von Pompeji und Herkulanum überwacht, hat eine Art Adreßbuch von Pompeji veröffenlicht, das 500 Namen der damaligen Einwohner enthält. Außerdem sind diesem Verzeichnis Verkehrsvorschriften beigefügt, die im Jahre 79 befolgt werden mußten. Interessant ist, daß bei den engen Straßen die Behörden damals schon gefordert hatten, daß diese nur in einer Richtung befahren werden durften.

■ Fröhliche Ecke. ■

Zum Totlachen. „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, über die Sie sich totlachen." — „Können Sie nicht damit warten, bis meine Schwiegermutter da ist?"

Alibi. Erster Herr: „Sie sollten sich ein wenig mehr in acht nehmen, wenn Sie abends die Fenstervorhänge schließen. Gestern sah ich, wie Sie Ihrer Frau einen Kuß gaben!" — Zweiter Herr: „Ha, ha, ha . . . .! Das ist aber ein Witz! Das kann schon nicht stimmen, denn ich war ja gar nicht zu Hause!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.